Heimweh.

Roman von Reinhold Ortmann.

(13. Fortsetzung und Schluß.)

Durch ihre Erzählung aufs höchste beunruhigt, hatte sich der Arzt sofort mit einer Frage nach Tuima an das Mädchen gewendet, um von ihr zu erfahren, daß sie die junge Frau vor ungefähr einer Viertelstunde habe an der offenen Küchenthür vorübergehen und durch den hinteren Ausgang das Haus verlassen sehen. Aus eignem Antrieb hatte das Mädchen hinzugefügt, daß sie ganz erschrocken gewesen sei über das sonderbar veränderte, verstörte Gesicht ihrer Herrin. Und auf diese Aussage hin war Hermann in das Zimmer seines Bruders geeilt, ohne sich erst lange mit einer Frage aufzuhalten, ob der Hausherr für ihn zu sprechen sei.

Der Anblick, der ihm dort zutheil geworden war, hatte ihn für einen Moment die Frage vergessen lassen, die er auf den Lippen gehabt. Nun aber, nach Elsas Entfernung, kam er, ihn schon nach den ersten Worten unterbrechend, der beabsichtigten Erklärung seines Bruders zuvor:

„Davon werden wir später reden. Sage mir jetzt vor allem: wo ist deine Frau?"

„Tuima? Wie kommst du zu dieser Frage? Was ist denn geschehen?"

„Das eben wünsche ich von dir zu erfahren. Sie hat nach der Erklärung des Dienstmädchens vor einer Viertelstunde in augenfälliger Erregung das Haus verlassen — und zwar durch den hinteren Ausgang, der nicht nach der Straße, sondern nach dem Flusse führt. Kannst du mir das erklären?"

Aber Rolf erklärte ihm nichts. Wie im grellen Lichte eines Blitzstrahls hatte er plötzlich die ganze furchtbare Wahrheit erkannt. Der halb unterdrückte Weheruf, den er vorhin gehört, dieser seltsame, herzzerschneidende Laut, den Else Flemming kaltblütig für den Schrei eines Kindes oder einer Katze erklärt hate, er konnte nur von den Lippen Tuimas gekommen sein, als sie ihn in sträflich vertrautem Gespräch mit einer anderen gefunden. Und er durfte sich keiner Täuschung darüber hingeben, was unter diesen Umständen ihr Fortgehen bedeute.

Ohne seinem Bruder zu antworten, stürzte er hinaus — nach Tuimas Zimmer hinüber, denn er wußte, daß er dort die Erklärung finden würde, die fürchterliche, vor der seine Seele zitterte.

Und nicht lange brauchte er zu suchen. Mitten auf dem Tisch lag das Briefchen, das sie für ihren Gatten zurückgelassen. Er riß den Umschlag herab, und ein Schrei gleich dem eines zu Tode getroffenen Thieres rang sich aus seiner Brust, als er gelesen hatte.

„Mein Weib — mein geliebtes Weib — ich habe es gemordet!".

Hermann, der ihm gefolgt war, nahm ihm das Blatt aus der Hand, und mit einem einzigen Blick konnte er die wenigen Zeilen überfliegen, die es enthielt:

„Zürne mir nicht — es ist das letzte Ungemach, das ich dir bereite. Ich fühlte, daß ich dir im Wege sei, und deshalb wollte ich heimlich nach Samoa zurückkehren. Aber die Reise ist zu weit, und doch wieder nicht weit genug. Darum wähle ich jetzt den kürzeren Weg, der Dich für immer von mir befreit. Lebe wohl, mein Geliebter! — Wenn das Eis zergeht, siehst Du mich wieder!"

Draußen auf der Diele holte Hermann seinen gleich einem Rasenden fortgestürzten Bruder ein. Und während er an seiner Seite blieb, sagte er:

„Auf dem Flusse — in der Richtung nach den Eislöchern hin müssen wir sie suchen. Geh du voran — ich werde dir folgen, sobald ich Hülfe requirirt habe!"

Es war ungewiß, ob Rolf ihn verstanden hatte; denn er gab ihm keine Antwort. So wie er war, barhaupt und im leichten Hausanzuge, rannte er in den eisigen Winterabend hinaus.

„Tuima!" rief er, noch bevor er den Fluß erreicht hatte, mit der ganzen Kraft seiner mächtigen Lungen in das unheimliche Todesschweigen hinaus. Und immer entfernter und schwächer, in schauerlich klingenden, langgezogenen Tönen schallte es von der Eisfläche herüber: „Tuima! Tuima!"

* * *

Von der Polizeiwache aus, die nur um ein paar hundert Schritte von der Villa entfernt war, hatte Doktor Hermann Artner die Rettungsmannschaft der Feuerwehr alarmiren lassen, damit sie sich so rasch als möglich mit Fackeln und allem erforderlichen Geräth zu den weiter flußaufwärts befindlichen Eislöchern begebe. Denn nur dort konnte Tuima ihr schreckliches Vorhaben zur Ausführung gebracht haben. Aber er wartete nicht ab, bis die Leute zur Stelle waren, sondern schickte sich an, mit einer rasch beschafften Handlaterne ausgerüstet, seinem Bruder zu folgen.

Der schneidende Wind, der bis in den Nachmittag hinein getobt hatte, war jetzt ganz eingeschlafen, und in leisen, dichten Flocken fiel der Schnee, der sich weich und schmeichelnd wie eine kühle Frauenhand auf die heißen Wangen des jungen Arztes und auf seine brennenden Schläfen legte. Eben hatte Hermann das Flußufer erreicht, als er sich leise angerufen hörte:

„Nehmen Sie mich mit, Herr Doktor! Ich kann mit dieser entsetzlichen Angst im Herzen nicht unthätig im Hause warten!"

Hermann, der schon von der etwa meterhohen Böschung auf das Eis hinabgesprungen war, reichte ihr die Hand, und leichtfüßig glitt Elfriede Lornsen aus der geringen Höhe nieder.

„Sie haben noch eine Hoffnung, nicht wahr" fragte sie mit bebender Stimme. „Es ist ja undenkbar, daß dies Grauenhafte Wahrheit werden sollte."

„Wenn Sie mich aufs Gewissen fragen, Fräulein Elfriede — nein, ich habe keine Hoffnung mehr. Tuima ist keines von den Geschöpfen, die mit solchen Dingen ein frivoles Spiel treiben können. Wenn sie mit der Absicht fortgegangen ist, den unseligen Schritt zu thun, so hat sie ihn auch gethan, und wir kommen viel zu spät. Ich aber werde mir bis ans Ende meines Lebens nicht verzeihen, daß ich nicht eine Stunde früher gekommen bin, wie eine innere Stimme es mir gebieten wollte. Denn ich habe dies sanfte, anmuthige Wesen lieb gehabt, wie — wie kaum noch einen Menschen auf Erden."

Er nahm sich zusammen; aber Elfriede hörte es doch aus dem Klang seiner Rede, daß er die letzten Worte unter Thränen gesprochen, und plötzlich fühlte er ihre kleine Hand in der seinigen.

„Lassen Sie uns die Zuversicht auf die Barmherzigkeit des Himmels noch nicht begraben," sagte sie schlicht und warm. „Ich kann und ich will nichts andres glauben, als daß wir Ihre Schwägerin lebend wiederfinden werden."

Dann sprachen sie nichts weiter. Aber Hermann Artner gab die Hand seiner Begleiterin nicht wieder frei. Und wie sie so durch den rieselnden Schnee im unsicheren Lichtschein der kleinen Laterne über die spiegelglatt gewordene Eisfläche dahinschritten, um die unglückliche junge Samoanerin zu suchen, da war es in ihren Herzen wie eine stille Gewißheit, daß es nach dem gemeinsam getragenen Leid dieser schweren Stunde keine Trennung mehr für sie gab, daß sie fortan auch alles andere gemeinsam tragen würden, des Lebens Kümmernisse wie seine Freuden.

„Wir können nicht mehr weit von den Eislöchern entfernt sein," brach Hermann endlich das lange Schweigen. „Es beruhigt mich, daß wir noch immer gar nichts von meinem Bruder hören."

Aber noch ehe er ausgesprochen, spürte er einen heftigen, offenbar unwillkürlichen Druck von Elfriedens Hand, und indem sie sich enger an ihn schmiegte, flüsterte sie ihm zu:

„Sehen Sie dorthin! Ich glaube, Ihr Bruder hat seine Gattin gefunden!"

„Rolf! Ist es denn Wahrheit? Du hast sie gefunden?! Sie lebt?"

Aber die Antwort des Gefragten war nur ein Schluchzen, und fester drückte er die zarte, willenlos hingegebene Gestalt an seine Brust. Unaufhörlich rollten ihm die Thränen über die Wangen, und die beiden anderen fühlten, daß sie jetzt nicht fragen durften, ob es Thränen des bittersten Herzeleids oder der überschwenglichsten Freude seien.

So sagte Hermann nur:

„Die Last ist zu schwer für dich, Rolf! Wir werden sie besser gemeinschaftlich tragen."

Aber mit einem heftigen Kopfschütteln wehrte er ab. Und wenn er seinen letzten Athem hätte daransetzen müssen, würde er doch keinem anderen gestattet haben, sein armes, mißhandeltes und vertriebenes Weib heimzutragen unter das Dach seines Hauses.

In geringer Entfernung von der Villa erst begegneten sie der in blutrothem Fackelschein daherkommenden, mit Leitern, Stangen und anderm unheimlichen Geräth ausgerüsteten Rettungsmannschaft. Hermann ging den Leuten entgegen und erklärte mit einigen raschen Dankesworten, daß man ihrer Hilfeleistung glücklicherweise nicht mehr bedürfe. Rolf Artner aber eilte mit langen Schritten an ihnen vorüber, als wären sie gar nicht vorhanden. Und erst als er im Schlafzimmer der Villa Tuima sanft auf ihr Lager hatte niedergleiten lassen, fiel er keuchend und athemlos neben dem Bett auf einen Stuhl, bis zum Tode erschöpft von der ungeheuren, übermenschlichen Anspannung seiner Kräfte.

Hermann fragte ihn nicht erst um die Erlaubniß, seine ärztliche Pflicht zu erfüllen. Er sah, daß die junge Frau ohne Bewußtsein war, aber er sah auch, daß sie lebte. Und als er sich nun bemühte, ihr vor allem eine bequemere und zweckmäßigere Lage zu geben, wurde ihm auch offenbar, welchem glückseligen Mißgeschick aller Wahrscheinlichkeit nach die Rettung ihres Lebens zu danken sei.

Denn ein leiser, wimmernder Wehelaut war von ihren Lippen gekommen, als er sacht ihren linken Fuß berührt hatte, und er brauchte den Saum ihres feuchten Gewandes nur um ein Geringes zurückzustreifen, um zu erkennen, daß das Glied hart über dem zierlichen Knöchel gebrochen war.

Sie mußte auf dem glatten Eis ausgeglitten sein und sich im Fallen die Verletzung zugezogen haben, die ihr eine Fortsetzung ihres Todesganges unmöglich gemacht hatte.

In tiefster Seele erschüttert, wandte Hermann sich seinem Bruder zu:

„Du hast es einem Wunder zu danken, Rolf, daß dir dein Weib erhalten geblieben ist. Aber du wärst, bei Gott, der erbärmlichste Kerl unter der Sonne, wenn du ihr nicht jede Stunde, die sie jetzt auf dem Schmerzenslager wird verbringen müssen, zu einer Stunde des Glückes und der Freude machtest."

Der Schluß seiner Rede klang nur noch an taube Ohren. Denn in dem Moment, da Tuima mit einem tiefen Seufzer die schönen, dunkeln Augen geöffnet, hatte Rolf sich neben ihr auf die Kniee niedergeworfen und unter erneutem Schluchzen ihr lockiges Köpfchen in seine beiden Hände genommen.

„Mein Weib! — Mein Lieb! — Mein Leben! — Verzeih — o verzeih mir, was ich dir gethan!"

Ein süßes Kinderlächeln glitt über ihr reizendes, bronzefarbiges Gesicht — ein Lächeln, das nichts von ihren furchtbaren körperlichen Schmerzen ahnen ließ, sondern nur in rührender Zaghaftigkeit die selige Hoffnung wiederspiegelte, die sich unter dem heiß beredten, leidenschaftlich flehenden Blick des geliebten Mannes schüchtern in ihrem armen, verängstigten Herzen regte.

„Alles, Rolf, alles! — Hast du mich denn noch ein wenig lieb"

„Ob ich dich lieb habe! Könnte ich dir sagen, was ich in dieser Stunde um dich gelitten, du würdest mich nicht mehr fragen. Aber du willst nicht mehr fortgehen — nicht wahr? So wenig ich deiner auch werth bin, du wirst mich nicht mehr verlassen"

„Nein — nein! Und ich werde alles thun, was ich kann, mich in diese neue Welt zu gewöhnen, wenn du mir nur ein klein wenig dabei helfen willst, Rolf!"

„So wahr ich lebe, das sollst du nicht! Mit dieser neuen Welt sind wir fertig — dem Himmel sei Dank dafür! Sie taugt für mich noch tausendmal weniger als für dich. Und wenn ich mit dem letzten Aufseherposten auf einer Koprapflanzung vorlieb nehmen müßte, wir gehen nach Samoa zurück. Das ist beschlossen und geschworen. Der soll mein Todfeind sein, der auch nur den kleinsten Versuch macht, mich daran zu hindern."

Ihre weichen Arme umschlangen seinen Hals, in ihren sammetschwarzen Augen war ein fast überirdisches Leuchten — und sie küßten sich, wie sie sich noch nie geküßt hatten, auch nicht in den wonneseligsten Augenblicken ihres jungen Liebesglückes.

Dann begann das Martyrium der armen Tuima. Hermann Artners ärztliches Gewissen gestattete ihm nicht, es ihr noch länger zu ersparen. Aber sie trug es wie eine Heldin. Und bis der erste provisorische Verband fertig geworden war, schwand das Lächeln nicht von ihren Lippen, obwohl sie ersichtlich zuweilen einer Ohnmacht fast nahe war.

In später Abendstunde verließen Hermann und Elfriede die Villa am Schwanenwiek — gemeinsam, wie sie sie betreten hatten, doch diesmal Arm in Arm. Sie brauchten um Frau Tuimas Leben keine Besorgnisse mehr zu hegen, nud sie versündigten sich darum nicht, wenn sie auf dem langen Heimwege durch die stille Winternacht nur von ihren eigenen Angelegenheiten sprachen.

Es war nicht wenig, was sie einander zu erzählen und zu beichten hatten. Und der lange Weg schien ihnen dafür fast zu kurz. Aber im Grunde war es doch immer nur dasselbe, was sie sich mit Lippen und Augen sagten, immer nur die drei Wörtchen: „Ich liebe dich!", die laut und vernehmlich aus jeder Frage und aus jeder Antwort klangen, wovon auch immer sie reden mochten.

Vor dem alten Hause in der Mathildenstraße sagten sie sich „Gute Nacht", und eben hatten sich im schützenden Dunkel des Thorweges zum erstenmal ihre Lippen gefunden, als hoch über ihren Köpfen ein Fenster klang.

„Elfriede — bist du's" tönte es aus der Höhe nieder. „Ich habe mich hier schon halb zu Tode geängstigt um deinetwillen."

Die Gefragte wollte antworten, aber Hermann Artner war schneller als sie.

„Guten Abend, Fräulein Schwägerin! Seien Sie uns nicht böse, weil wir uns bei unserer Verlobung ein wenig verspätet haben."

Ein silberhelles Lachen klang jubelnd durch die Nacht.

„Ich gratulire, Herr Doktor! Aber ich würde es Ihnen auch bis an mein Lebensende nicht verziehen haben, wenn es anders gekommen wäre."

Und glücklicher waren in der alten Straße sicherlich noch niemals junge Menschenkinder gewesen als die drei, die sich wie übermüthige Kinder über drei Stockwerke fort unterhielten, bis endlich der letzte Gruß ausgetauscht war und das letzte verheißungsvolle:

„Auf fröhliches Wiedersehen!"

* * *

Else Flemmings Freundinnen wurden am folgenden Tage nicht wenig überrascht durch die Kunde, daß die junge Dame, der bisher niemand etwas von einer Krankheit angemerkt hatte, auf dringenden ärztlichen Rath zur Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit eine Reise nach dem Süden habe antreten müssen. Ihre Mutter war vorläufig noch zurückgeblieben, aber sie folgte ihr vierzehn Tage später nach, nachdem das großmüthige Entgegenkommen der Geschwister Lornsen die zermalmende Sorge um ihre Existenz und um die Ehre des Namens Flemming von ihrer Seele genommen. Denn Elfriede hatte ohne weiteres dem ihr durch einen Bevollmächtigten der Wittwe unterbreiteten Vorschlage zugestimmt, sich mit der Auszahlung einer halben Million an sie und ihre Schwester zu begnügen. Und sie hatte sich hochsinnig bereit erklärt, das Andenken der beiden todten Betrüger zu schonen, nachdem für alle, die ihrem Herzen theuer waren, ihres Vaters Rechtschaffenheit über alles Erwarten glänzend dargethan worden war.

War sie doch eine viel zu glückselige junge Braut, als daß sie es über sich gewonnen hätte, andere dem Unglück zu überliefern, wie schwer auch immer sie sich an ihr versündigt haben mochten.

Die Firma Rodenberg hatte sich auf Rolfs entschiedenes Verlangen nach einigem Zögern damit einverstanden erklärt, daß ihr jüngster Theilhaber auf seinen früheren Posten nach Samoa zurückkehre, ohne daß der Gesellschaftsvertrag eine Aenderung zu seinen Ungunsten erfahren hätte. Und wenige Tage nach Doktor Hermann Artners Hochzeit, bei der sich Tuima ihres glücklich geheilten Fußes schon recht gut wieder hatte bedienen können, traten Rolf und sein strahlendes junges Weib aufs neue die weite Reise nach dem stillen, weltverlorenen Eiland in der fernen Südsee an, dessen paradiesischer Zauber keinen wieder losläßt, der ihm jemals verfallen gewesen.

Als die wehenden weißen Tücher am Hafenbollwerk allgemach den Blicken der am Schiffsrand Stehenden im Morgennebel verschwanden, drückte der blonde germanische Riese sein zierliches, mischblütiges Weibchen fester an sich und rief nach einem tiefen, befreiten Aufathmen voll fröhlicher Zuversicht in die ungewisse blaue Ferne hinein, die sich vor dem Bug ihres Dampfers dehnte:

„Glück auf, mein Lieb! Nun gebe uns der Himmel gute Fahrt dahin, wo deine Heimath ist und meine! Und nie mehr wollen wir ihr untreu werden. Unter ihren Palmen wollen wir leben und sterben — das letzte aber, will's Gott, nicht so bald!"

(Ende.)

Steen's Beichte.

Von Fr. W. v. Oesteren.

Die kleine Schenke war von zwei flackernden Lichtern spärlich erhellt. Rohe, ungestrichene Tische standen an den Wänden, längs denen sich harte Bänke hinzogen.

Es war allmälig still geworden, ein Gast nach dem anderen hatte sich entfernt, nur zwei bärtige Männer mit braunen Seemannsgesichtern waren noch an einem Tische geblieben, und in einem großen Lehnstuhle neben dem Herde saß die verschlafene Wirthin. Die beiden Männer hatten dampfende Gläser vor sich stehen, aus denen sie zeitweise schlürften.

Steen Sörrick brach das Schweigen.

„Ein böses Wetter, Sven. Es thut heute nicht gut auf der See."

„Ein böses Wetter," bestätigte Sven Aarborg nickend.

Wieder schweres Schweigen. Steen that einen langen Zug aus seinem Glase.

„Du warst heute Nachmittag draußen," sagte er.

Der andere bejahte.

„Ich habe indessen mit Deinem Weibe Daglö gesprochen," sagte Steen Sörrick.

„Was wolltest Du von Daglö?" Sven blickte auf.

„Ich sagte ihr, daß ich sie liebe, Sven Aarborg!"

„Was sagtest Du, Steen Sörrick?"

„Daß ich sie liebe."

Sven schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser zersprangen und das heiße Getränk sich auf den Boden ergoß.

„Das sollst Du mir verantworten, Steen!"

Wuthentstellt sah er dem anderen in's Antlitz. Dieser war regungslos auf seinem Stuhle geblieben und hielt den Blicken des Zornigen Stand.

„Das kann ich," sagte er.

Die Wirthin, durch das Klirren der stürzenden Gläser aufgeschreckt, hatte sich langsam erhoben und begann nun die Scherben aufzulesen und das verschüttete Naß zu verwischen. Sie verlor kein Wort. Offenbar waren ihr solche Auftritte nichts Ungewohntes.

„Mutter Söre," bestellte Steen, „bringt mir ein anderes Glas!"

Die Frau blieb zögernd stehen und blickte auf Sven Aarborg.

„Mir nichts," sagte dieser barsch.

Als Steen ein neues Glas vor sich sah, stützte er die beiden Ellenbogen auf den Tisch und verschränkte die Arme.

„Sven Aarborg," sagte er, „ich habe Deinem Weibe gestanden, daß ich es liebe. Und das will ich vor Dir verantworten. Höre, wie es um mich steht! Ich habe Daglö gekannt — vielleicht von derselben Stunde an, wie Du. Ich habe mit ihr im Spiele Steine vom Meeresstrande gesucht und war ihr ein Bruder. Ich habe sie unter den Bäumen im Tanze geschwungen und habe sie nicht geliebt. Ich bin in der Kirche Dir zur Seite gestanden und habe mich gefreut, daß Daglö zum Weibe erwählt worden von Sven Aarborg, dem Manne, der mir ein Bruder war. So war es viele Jahre lang, und ich dachte an Daglö nicht anders, als an das Weib meines Freundes. Es kam aber der Tag, da ich an Deinem Hause vorbeiging und hörte, wie Daglö in Schmerzen schrie, denn Du schlugst sie. Warum? Weil Du den Kummer eines fruchtlosen Tages im Glase ertränkt hattest, bis Dich Dein Sinn verlassen. In derselben Nacht führte mich der Weg abermals an Deinem Hause vorbei. Und da hörte ich, was Deinem Ohr entging, weil Du hier in der Schenke saßest; ich hörte Daglö in Qualen schluchzen. Da erfaßte ein tiefes Mitleid mein Herz, weil ich das Weib, das ich wie meine Schwester liebte, leiden sah.

Seit jener Stunde bot ich Daglö, so oft mich mein Tagewerk frei ließ, einen Gruß, um sie zu sehen und zu trösten. Und oft, Sven Aarborg, sah ich ihre Augen geröthet und ihre Wangen blaß. Dann packte mich wüthender Zorn gegen Dich, und ich wäre am liebsten hingegangen und hätte Rechenschaft von Dir gefordert für die Sünde, die Du an ihr begingest. Aber wer gab mir das Recht zu einem solchen Schritte? Denn es ist nicht Sache eines Fremden, sich zum Schiedsrichter zwischen Mann und Weib zu machen. Und was war ich? Wohl der Gefährte Sven Aarborgs, den ich in jenen Augenblicken haßte, und der Freund Daglös, derentwegen mein Herz Leid trug; doch mehr war ich Euch nicht. Und so sah ich trübe dem Verfalle Eures Glückes zu, sie beweinend und Dich verwünschend. Doch durftest Du nicht merken, was in meiner Seele vorging, und ich blieb Dir nach wie vor ein treuer Gefährte. Aber wenn wie zwei auf unserem schwanken Boote weit, weit draußen auf dem Meere waren, wo uns keine Blicke trafen, als die der Möven und Fische — da zogen mir manches Mal böse Gedanken durch den Kopf. Sven, das Lachen wäre auf Deinen Lippen erstorben, hättest Du die Gefahr geahnt, in der Du schwebtest. — — —

An Eurem Herde ward es indeß immer trauriger und schlimmer. Daglö erschien bleicher und scheuer, je mehr Du trankst und sie mißhandeltest. Ich mußte schweigen und dulden, bis — bis sich in einer Sturmnacht, da ich im Nachen mit den gepeitschten Wogen rang, und dem Tode näher war als dem Leben, mein Herz aufthat und mein ganzes Sinnen sich in einem todesbangen Schrei offenbarte, der sich, mir unbewußt, meinem Herzen entrang: „Daglö!" Da wurde mir klar, daß mir Daglö mehr war als eine Schwester, das mein Mitleiden zu einer großen stummen Leidenschaft erwachsen war. Und als ich mich aus dem Kampfe mit den schäumenden Wogen errettet hatte und wieder das feste Land unter meinen Füßen fühlte, sagte ich mir: nun hast Du Dir durch Deine Liebe das Recht erworben, Daglö vor dem Untergange zu bewahren.

Heute, Sven Aarborg, heute hielt ich die Stunde für gekommen, zu handeln. Blick' dort auf die Uhr! In nicht mehr einer Stunde sollen wir beide das Boot lösen und hinausrudern in die wilde See. Es ist ein böses Wetter, und wir stehen in der Hand des Allmächtigen. Das habe ich mir heute gesagt, als Du fern vom Lande warst und ich die sturmbergenden Wolken heraufziehen sah. Und ich schwor mir zu, Dir die Augen zu öffnen und Dich zur Umkehr zu mahnen. Sven, mein Auge sah im Traume ein schwaches Holz, im Sturme getrieben, eine morsche Planke, die einen todten Mann trug, und es lag bleischwer auf meiner Brust. Und als mir heute am Tage dieser Traum wieder vor die Seele trat, wurde ich weich wie ein Kind, das am Herzen seiner Mutter schluchzen möchte. Ich stürzte willenlos zu Deinem Weibe. Doch wie ich vor ihm stand und ihm in die großen, trüben Augen blickte, wußte ich nichts zu stammeln, als ein scheues: „Guten Tag, Daglö!" Sie erwiderte meinen Gruß und fuhr in ihrer Arbeit fort. Ich stand vor ihr und sah sie an und konnte nicht satt werden, sie zu schauen. Als ich mich endlich losriß, empfand ich einen stechenden Schmerz in allen Gliedern. Da kam mir zugleich mein Traum in den Sinn.

„Daglö," sagte ich, „lebe wohl! Ich muß noch diese Nacht auf die See, und wir werden einen bösenSturm haben."

Sie sah mich groß an. „Bangt Dir denn heute vor dem Meere, Steen Sörrick?" fragte sie. „Ein solches Wort hörte ich noch nie aus Deinem Munde."

Ich wußte nichts zu entgegnen; denn ich wollte mich nicht von einem Weibe beschämen lassen. „Lebe wohl!" sagte ich und wandte mich zur Thür.

„Warum sagst Du mir: Lebe wohl, Steen?" fragte sie. „Ich sage Dir: Auf morgen!"

Da sprengte mein übervolles Herz die Fesseln, in die ich meine Zunge geschlagen. Ich stürzte ihr zu Füßen und schrie: „Daglö, ich liebe Dich! Daglö, sei mein!"

„Und sie? Was sagte sie?" kam es heiser von Aarborgs Lippen.

Er hatte mit weitgeöffneten Augen dem anderen zugehört. Dabei ward er zusehends bleicher und finsterer und mußte das Haupt, das immer wieder schwer gegen den Tisch herabsank, gewaltsam in die Höhe zwingen. Seine Hände krampften sich in das Holz und sein Athem ging keuchend.

„Und Daglö?" fuhr Steen Sörrick fort, „Daglö hat aufgeschrieen — wilder als ich, und dann sank ihre Gestalt wie gebrochen im Stuhle zusammen, und sie weinte, weinte herzbrechend. Da graute mir vor mir selbst, und ich erhob mich leise und schlich davon wie ein Dieb."

Eine bange Stille trat ein. Die beiden Männer saßen regungslos wie Steinbilder. Die Wirthin schlief. Knisternd zerfiel die Gluth im Herde.

Steen faßte mit jähem Griffe sein Glas und trank es leer.

„Es ist Zeit, Sven! Wir müssen zum Boote."

Der nickte und erhob sich schwerfällig.

Dann schritten beide, gegen den heulenden Sturm kämpfend, durch die schwarze Nacht dem Ufer zu.

Am nächsten Morgen kehrte Sven Aarborg mit wirren Haaren und nassen Kleidern, zu Tode erschöpft, allein in seinem Boote zurück.

Kasernenhofblüthe.

„Na Huber, Sie sind ooch so'n modernesSubject, denn Sie sind ja wahrhaftig überdämlich."

— Mancher hat alle Ursache, seine Brust zu pflegen; denn sie ist — schwach!

— Etwas Abwechslung. „In Ihrem Städtchen hier ist es wohl im Allgemeinen sehr still?" „Ja, es ist hier wenig los. Heute Nachmittag aber haben wir eine Beerdigung, dann kommt wenigstens etwas Leben in die Bude!"

Theater-Mahlzeiten.

Eine Frage, die im großen Publikum mit besonderer Vorliebe erörtert wird, ist die, ob wohl alle die Getränke und Speisen, die von den Schauspielern auf der Bühne vor den Augen der Zuschauer genossen werden müssen, wirklich echt sind. Vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß das Alles nur aus Pappe gefertigt sei, und daß die Bühnenkünstler nicht wirklich essen, sondern nur so zu thun haben. Das mag ja allenfalls auf Schmieren vorkommen, auf großen Bühnen werden aber thatsächlich die Gerichte aufgetragen, von welchen in dem Stück die Rede ist. Im Zeitalter der naturalistischen Bühnenkunst versteht sich das ja ganz von selbst. Dagegen wird man immerhin einigermaßen von der Entdeckung überrascht, daß es vor einem Jahrhundert schon genau ebenso gehalten worden ist.

Ein stattliches Folioheft entrollt sich vor unseren Augen, die „Beschreibung der Theater-Mahlzeit-Kosten" von einem größeren Hoftheater aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Wir entnehmen daraus, daß dem Theatertraiteur recht ansehnliche Rechnungen bezahlt worden sind. In Boldieu's „Johann von Paris" ging es beispielsweise hoch her: Wein, Braten, Hühner, Salat, Aprikosen, Birnen, Krachmandeln und ein Dutzend Bisquittörtchen, Alles zusammen für 4 Gulden 22 Kreuzer. In dem Schauspiel „Der neue Gutsherr" wurden für nicht weniger als 4 Gulden 24 Kreuzer Sauerkraut, Knödel, Schweinefleisch und Würste verzehrt. In Iffland's „Jägern" ließ man sogar 4 Gulden 47 Kreuzer aufgehen. Papageno in der „Zauberflöte" hatte auch keinen Anlaß zur Unzufriedenheit, denn er durfte jedesmal 2 Portionen Braten „sammt einem Knochen", 2 Brode, 2 Portionen Kuchen und eine Bouteille Wein beanspruchen und bekam noch obendrein „2 reine Servietten" geliefert. Selbst mit Pasteten und Confekt aller Art wurden die Schauspieler traktirt, wenn der Dichter es so haben wollte. In Goldoni's Lustspiel „Der Diener zweier Herren" gab es unter Anderem gebratene Lerchen, Fricassee und Pudding. Dagegen gelangte in „Joseph und seine Brüder" der Vegetarianismus zu seinem Recht; denn der mächtige egyptische Statthalter ließ seine ausgehungerten Gäste nur mit 18 Aepfeln und 2 mürben Kuchen bewirthen. Selbst Kindernahrung wurde unverfälscht verabreicht. So pflegte der Traiteur bei jeder Aufführung von Kotzebue's „Carolus Magnus" für „ein Breikächelchen mit Kinderbrei" 6 Kreuzer zu berechnen.

Auch der Durst des Kunstpersonals wurde in jener Zeit durch wirkliche Getränke gestillt. Gefärbtes Wasser findet sich nur ausnahmsweise in den Rechnungen, vermuthlich dann, wenn die vom Autor vorgeschriebene Trinkleistung gar zu unheimliche Dimensionen annahm. Ob es etwa damals schon unter Mimen Temperenzler gegeben hat, die sich gefärbtes Wasser bestellten, ist historisch nicht mehr festzustellen. Wein und Bier wurden nicht geschont. In der Vorstellung von „Wallenstein's Lager" brauchte man regelmäßig von ersterem 3, von letzterem 8 Maß. Auch im „Freischütz", in den „Räubern", im „Faust" wurde jedesmal tüchtig gezecht. Gelieferte Champagnerkelche stehen häufig in den Rechnungen, aber niemals Sekt selbst, der auf der heutigen Bühne eine wichtige Rolle spielt, wenn es auch schwerlich Sillery ist, was die Herrschaften da zu trinken bekommen. Selbst Don Juan mußte sich im Jahre 1848 mit einer Bouteille weißen und einer solchen rothen Landweines begnügen; er scheint seinen Unwillen darüber an den Champagnergläsern ausgelassen zu haben, denn es ist die Regel, daß bei dieser Oper der Traiteur einen zerbrochenen Kelch ankreidet. Ganz besonders beliebt muß bei den Schauspielern warmer Punsch gewesen sein, der dann und wann vorgeschrieben war. Da aber der Schoppen davon 36 Kreuzer kostete, so war dieses Getränk der Intendanz ein Dorn im Auge, und sie untersagte es wiederholt. Doch schlich sich trotz allen Verboten der Punsch immer wieder in die Rechnungen ein. Einige scheinen sich überhaupt die Zechfreiheit auf der Bühne in ungebührlicher Weise zunutze gemacht zu haben. Denn die controlirende Oberbehörde sah sich in Folge übler Erfahrungen während der letzten Jahre am 12. August 1814 zu einem Erlaß genöthigt, wonach „die in Stücken vorkommenden Speisen und Getränke auf das Nothwendigste einzuschränken und alle kostbaren Artikel künftig nicht mehr abzugeben" seien; namentlich habe man in „Don Juan", „Major Palmer" und „Pächter Feldkümmel" zu viele Leckereien aufgetischt. Doch scheint diese Vorschrift nur vorübergehende Wirkung gehabt zu haben.

Auch Louise und Ferdinand pflegten an einer Limonade zu sterben, die, außer dem Gift, echt war. Ihr Tod kostete der Theaterkasse jedesmal 12 Kreuzer. Einige Darsteller bevorzugten dabei vor der Fruchtlimonade ein Präparat aus warmem Wasser, Rum und Zucker. An Kaffee, Thee, Chokolade wurde gleichfalls ein ziemlicher Aufwand gemacht. Ebenso figuriren nicht selten Cigarren auf der Rechnung des Traiteurs, meist zum Preise von 3 Kreuzer das Stück: eine — in Anbetracht der damaligen Geldverhältnisse — recht anständige Sorte. Man sieht aus diesen Angaben, daß man auch in der „guten alten Zeit" zu leben gewußt hat.

— Auch durch Schweigen kann man Jemandem ein schreiendes Unrecht zufügen.

Für die Küche.

Wein-Suppe. Man röstet in 2 Unzen Butter 2 Eßlöffel Mehl lichtgelb, giebt 1 Quart Wein und 1 Pint Wasser unter fortwährendem Rühren hinzu, ferner 3 Unzen Zucker, auf welchem man die Schalen von 2 Citronen abgerieben hat, und den Saft derselben, sowie ein Stückchen Zimmet. Läßt alles unter Rühren 10 Minuten kochen, legirt die Suppe mit 2 Eidottern und giebt sie über gerösteten Semmelwürfeln auf.

Lamm-Coteletten auf französische Art. Die hübsch vorgerichteten Coteletten bestreut man mitSalz und weißem Pfeffer, schwenkt sie über dem Feuer in geklärterButter, begießt sie mit Kraftbrühe und Rothwein, dünstet sie weich und stellt sie dann kalt. Dann wendet man sie in geschlagenem Ei und geriebener Semmel, bäckt sie in heißem Schmalz hellbraun, versieht die vorstehenden Rippchen mit einer kleinenPapiermanschette und servirt sie.

Weißkraut in brauner Sauce. Ein Kopf Weißkraut wird halbirt und der harte Strunk ausgeschnitten. Hierauf wäscht man das Kraut und kocht es in Salzwasser weich, schüttet es auf einen Durchschlag, drückt es leicht aus, giebt eine dunkelbraune Buttersauce, gemacht aus Butter, Mehl und Fleischbrühe, darüber, würzt mit Muskatnuß und nach Belieben etwas Kümmel, läßt alles zusammen noch einige Minuten kochen und servirt dieses wohlschmeckende Gemüse zu gekochtemRindfleisch.

Kaffeekuchen. Man schlage ein halbes Pfund Butter mit einem Pfund Zucker zu Schaum, füge drei Eier hinzu, jedes einzeln, in den Zwischenräumen die Masse gut schlagend. Nun rühre man anderthalb Pfund Mehl darunter und anderthalb Theelöffel Backpulver. Den Schluß bilden ein halbes Pfund entsteinter Sultanrosinen, ein Viertel Pfund feingehackte Citronenschale, eine halbe geriebene Muskatnuß, ein halberTassenkopf Milch und ein Tassenkopf recht starker Kaffee. Dies alles wird leicht, doch gut durcheinandergerührt und in gebutterter Form in heißem Ofen dreiviertel Stunden gebacken.

Rinds-Gulasch. (Sehr gut.) Ein Stück derbes Rindfleisch von 2 Pfund wird in Würfel geschnitten, gut geklopft, in eine Kasserolle gelegt und einige in Scheiben geschnittene Zwiebeln hinzugethan; ferner etwas ganzes Gewürz, Pfeffer, reichlich Butter und soviel Wasser, daß es darübersteht. Dies wird mehrere Stunden langsam gekocht, wobei man es zudecken muß. Zuletzt werden abgekochte Kartoffeln geschält, in Scheiben geschnitten und vorsichtig darunter gerührt. Man läßt es damit nur noch einmal aufkochen, giebt ein wenig gestoßenen Pfeffer dazu und richtet an. Hierzu reicht man Gurken jeder Art oder einen Specksalat.

Chaud Froid von Geflügel. Man bratet das gut vorbereitete Geflügel wie gewöhnlich mit Butter und saurer Sahne und löst nach dem Erkalten das Brustfleisch in zierlichen Scheiben aus und zertheilt die Keulen etc. zu gut geformten Fleischstücken. Gerippe und Knochen zerkleinert man und setzt sie mit Wasser und etwas Fleischextrakt zum Feuer, um einen kräftigen Fond daraus zu kochen, den man mit Buttermehl anschwitzt, mit Madeira, rothem Pfeffer und einem Kräuterbündelchen kochen läßt; ein paar Löffel braune Kalbsbratenjus werden dazu gegeben. Mit dieser Sauce überzieht man die Fleischstücke. Kapern, Oliven und Kapsikum werden ringsum garnirt.

Kalbsrouladen. Schönes Kalbfleisch wird geklopft und durch und durch gespickt, man klopft es so breit als möglich und belegt die Innenseite mit einem Viertel Pfund feingehackter Sardellen, gehackten harten Eiern, Citronenschale und, wenn man sie hat, auch mit gehackten, abgebrühten Pilzen. Nun wickelt man die Roulade fest zusammen, so daß nichts herausfallen kann; hat man eine Kalbsniere, so legt man diese vorher in die Mitte, umbindet die Roulade mit Bindfaden, legt sie in steigende Butter und bratet sie unter Begießen von saurer Sahne gar. Kleine Rouladen kann man ebenso bereiten. Etwas Essig oder Citronensaft, sowie eine Messerspitze Paprika und ebensoviel Curry-pulver kann an die Sauce kommen.

Salzburger Nockerl. Ein eigroßes Stück Butter wird mit zwei Eßlöffel voll Zucker sehr schäumig gerührt, dann kommen nach und nach vier Eidotter dazu, die mit einem Kaffeelöffel voll Mehl leicht verrührt werden; von den vier Eiweiß schlägt man sehr steifen Schnee und mengt ihn leicht unter die Masse. Hierauf giebt man in einen niedrigen Tiegel drei Eßlöffel voll Milch, ein halbnußgroßes Stückchen Butter und einen halben Kaffeelöffel voll Zucker, läßt dieses nicht ganz siedend werden und füllt den Teig hinein. Man deckt den Tiegel fest zu und läßt ihn so lange auf der nicht zu heißen Herdplatte stehen, bis der Teig am Boden Farbe hat, dann kehrt man ihn in Stücken um, deckt ihn wieder zu, und wenn auch die andere Seite Farbe gewonnen, giebt man die Nockerl gezuckert als guteNachspeise zu Tisch.

— Die schwedische Regierung zu Stockholm beabsichtigt auf den unter staatlicher Regie stehenden Eisenbahnlinien den elektrischen Betrieb einzuführen. Falls in Schweden günstige Resultate erzielt werden sollten, will die dänische Regierung ebenfalls elektrische Vollbahnen bauen.